

ERWIN
PRZYBYSZ

MATROSEN-

Seefahrt in der Vor-Container-Zeit

LEBEN



VERLAG
Kadere

Erwin Przybysz

MATROSENLEBEN

Seefahrt in der Vor-Container-Zeit

Kadera-Verlag

Erwin Przybysz

Matrosenleben

Seefahrt in der
Vor-Container-Zeit

Biografische Erzählungen

VERLAG
kadERa

Erwin Przybysz
MATROSENLEBEN
Seefahrt in der Vor-Container-Zeit
Biografische Erzählungen

1. Auflage
ISBN: 978-3-948218-37-9

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich und kann über
den Handel oder über den Verlag bezogen werden.

E-Book: ISBN: 978-3-948218-38-6

Lektorat/Korrektorat und Buchgestaltung: Günther Döscher

Coverfoto: iStock/atlantic-kid

Bilder im Innenteil: Privat-Archiv Erwin Przybysz,
Erinnerungs-Postkarten/Fotos befahrener Reedereien.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;

detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<https://portal.dnb.de> abrufbar.

© 2022

Kadera Verlag, Hamburg

Alle Rechte vorbehalten.

www.kadera-verlag.de

Gedruckt in Europa

Der Kadera Verlag ist ein Imprint der
Bedey und Thoms Media GmbH,
Hermannstal 119k, 22119 Hamburg
<https://www.bedey-media.de>

Inhalt

- 7 Einstimmung
- 8 Ohne Schule geht's ja nicht
- 14 Wir wollten nach Hause
- 20 Zurück in Hamburg
- 24 Seefahrt tut Not
- 26 Die Schiffe wurden größer
- 30 Gefährliche Fracht
- 38 König Neptun lässt bitten
- 42 Die Freiheit und Amerika
- 48 New York & Chicago
- 51 Jobsuche in Amerika
- 63 Heimat-Urlaub
- 66 Auf Tramp tour nach Rotchina
- 69 Legionäre auf der Flucht
- 91 Große Fahrt nach Kanada
- 101 Über den Regenbogen
- 118 Weihnachten mit Albert Schweitzer
- 123 Downunder lief nicht alles glatt
- 129 Noble Passagierfahrt
- 129 Richtung Heimat
- 134 Landgang in Buenos Aires
- 140 Trockenmatrose
- 143 Flussfahrt durch Deutschland
- 152 Auf kleiner Fahrt
- 154 Landgang auf Raten
- 162 Hafenmatrose
- 165 Mein Herz schlägt für St. Pauli

Einstimmung

Um es gleich am Anfang zu sagen: Wer wie ich bald neun Jahrzehnte gelebt hat und als Seemann rund um die Welt unterwegs war, der muss kein Seemannsgarn spinnen. Da gibt es genug wahre Geschichten, auf die ich während sie passierten gern verzichtet hätte. Aber nachher lässt sich das ja gut erzählen – und manchmal ist es sogar zum Lachen.

So hat vielleicht auch meine Mutter gedacht, als sie mich am 5. August 1933 in Hamburg auf die Welt brachte. Es war ein Samstag und ab dem Tag war für sie auch der Sonntag ein Arbeitstag. Mein Erzeuger hatte sich gleich nach meiner Geburt aus dem Staub gemacht.

Meine Mutter war die Älteste von sechzehn Geschwistern. Sie war es gewohnt, mit schwierigen Lebenslagen umzugehen. Als ich zwei Jahre alt war, zogen wir von Hamburg nach Kiel, dort hatte sie Arbeit gefunden und wir hatten genug zu essen. Auch die Ratten, mit denen wir unsere Barackenwohnung teilten, wurden fett und groß wie Kaninchen.

Als ich fünf Jahre alt war, heiratete Mutter ihren Freund Hermann. Er kam aus Posen, adoptierte mich – und fortan hieß ich Erwin Przybysz.

»Priwisch«, hatte er mir die Aussprache beigebracht. »Du heißt jetzt Erwin Priwisch.«

Dann hat er es mit großen Buchstaben aufgeschrieben – ERWIN PRZYBYSZ – und mir den Zettel in die Hosentasche geschoben und gesagt: »Damit du uns nicht verloren gehst und wenn dich mal jemand nach dem Namen fragt.«

Das war selten, den meisten genügte es, dass ich Erwin war. Und ich ging auch nicht verloren, denn ich hatte einen guten Orientierungssinn, weil ich jeden Tag schon früh den drei Kilometer langen Weg zu meiner Großmutter gehen musste, wenn Mutter zur Arbeit ging. Zweimal hatte sie mir den Weg gezeigt, der eine lange Strecke durch einen Wald verlief, in dem ich manches Mal hinter Hasen oder Rehen herlief und dann den Weg wiederfinden musste.

Ohne Schule geht's ja nicht

Kurz bevor meine Schulzeit begann, zogen meine Eltern mit mir zurück nach Hamburg. Sie nahmen ihre neue Arbeit in der Fischfabrik auf. Sankt Pauli wurde unser neues Zuhause. Jetzt drehte sich alles um Fische und um große und kleine Schiffe, deren Sirenen tutend und pfeifend die Luft erzittern ließen. Schwarz rauchende Bugsierschlepper brachten Bulkfrachter und Tankschiffe an ihren Platz. Hammerschläge



Das Passagierschiff »St. Louis« gehörte damals zu den größten Dampfern im Hafen. Am 13. Mai 1939 lief sie mit 937 Juden an Bord nach Kuba aus. Von der Irrfahrt, weil alle Länder keine oder nur wenige Emigranten aufnehmen wollte, erfuhr ich erst Jahre später, als das Schiff zum Abwracken im Hafen lag. Dennoch beeinflusste es mich, Matrose zu werden.

dröhnten rhythmisch von der Werft. Es war laut, hektisch und oft stinkend, nicht nur, wenn uns eine Möwe kreischend mit einem Schuss aus dem Schwanzgefieder traf.

Oft dachte ich wehmütig an Großmutters großes Haus in Kiel, in dem zwei Familien wohnten. Rundherum war ein Blumengarten und ein Stall mit Schweinen, Hühnern, Enten und Kaninchen. Auch Hund und Katze gehörten zum Haus. Ganz anders als Hamburg – wo sich die Wohnung mit Fischmief füllte, wenn meine Eltern abends von der Arbeit kamen.

Die große Schultüte ist die beste Erinnerung, die ich an meine Schulzeit habe. Ich bin dort nie mit Lust hingegangen. Mir gefielen die Lehrer nicht – eine Sache der Gegenseitigkeit. Kaum ein Tag, an dem ich nicht den Rohrstock auf dem Hintern spürte. Als ich im zweiten Schuljahr während der Schulferien sechs Wochen nach Sachsen geschickt wurde, war es auch nicht besser. Die Gastfamilie war überhaupt nicht nach meinem Geschmack.

Viel besser gefiel mir im nächsten Jahr die Ferienverschickung nach St. Peter Ording an der Nordsee. Für uns Großstadtkinder ein tolles, sechswöchiges Erlebnis. Wir genossen Strand und Meer in vollen Zügen – bis es zurück ging ins verhasste Klassenzimmer. Doch jede Pflichtschulzeit hat irgendwann ein Ende ...

Schrecklicher als die Schule waren schließlich die Bombenangriffe auf Hamburg. Unsere Familie war inzwischen um einen kleinen Bruder gewachsen. Den mussten wir immer im Wäschekorb mitschleppen, wenn die Sirenen an zu heulen fingen und wir laufen mussten, um in den Bunker zu kommen.

Im Laufe meines Lebens habe ich den Krieg aus meinem Gedächtnis gestrichen – oder zumindest zusammengestrichen, damit es nicht den ganzen Kopf ausfüllt.

Mein Stiefvater war zum Militärdienst eingezogen. Ich spielte mit Freunden auf der Straße,

ging zur Schule, schmiss Fensterscheiben ein, ärgerte den Lehrer, bekam von meiner Mutter Prügel, lief während des Fliegeralarms zum Bunker und so weiter. Das war mein Alltag in den ersten Kriegsjahren.

*

Im Jahr 1944 wurde es wohl mal wieder Zeit, mich zu verschicken. Diesmal sollte es nach Bayern gehen. Man nannte es KLV, Kinderlandverschickung. Ich war elf Jahre alt, und es war nicht vorgesehen, dass dieser Ausflug ein Jahr lang dauern sollte. Mit 14 weiteren Kindern reisten wir im Bummelzug nach Passau. Meist fuhren wir nachts, denn tagsüber war die Gefahr groß, von feindlichen Tieffliegern angegriffen zu werden. Zwei Tage und Nächte waren wir mit dem Zug unterwegs.

Auf dem Passauer Bahnhof reckten und streckten wir unsere Glieder, bekamen eine warme Mahlzeit und stiegen um auf einen Lastwagen. Es ging durch Täler und über Berge. Unsere verstädterten Kinderherzen jubelten über solch eine schöne Landschaft nach der öden Nachtfahrt mit dem ratternden Zug.

Das Ziel war ein großes Schloss, das für Ferienkinder hergerichtet worden, weil es nicht mehr von einem Fürstenpaar bewohnt wurde. Es lag mitten in einem Dorf, hatte Gesindehäuser und Stallungen und war von einer großen Mauer umgeben, die nur ein Tor hatte, das stets offen

stand. Pattling und Straubing waren die nächsten Städte, zu denen wir Ausflüge machten.

Zu meinem großen Bedauern, ging die Schule in dieser Zeit weiter. Umso größer die Freude am Unterrichtsende. Dann kletterten wir in Felsen und auf Bäume, sammelten im Wald Pilze oder pflückten Brennnesseln, die in der Schlossküche zu Spinat wurden.

Nachmittags wurden wir in Gruppen aufgeteilt zu den umliegenden Bauern gekarrt, um bei der Kartoffelernte zu helfen. Das hat Spaß gebracht, vor allem, weil es mit kräftigem Essen belohnt wurde. Vom Krieg bekamen wir hier nicht viel mit. Ob man uns so gut gepflegte, weil man meinte, uns noch für den Endsieg zu gebrauchen? Dafür war es schon zu spät.

Als sich die Truppen der Alliierten unserem Dorf näherten, stiegen wir wieder in einen Lastwagen, der uns an einen sichereren Ort bringen sollte. Das war ein katholisches Nonnenkloster, das an der Donau hoch am Hang in einem Wald versteckt war. Dort waren zehn Nonnen um uns besorgt, wenn wir unten in der Donau badeten oder uns bei Felsenklettereien die Hosen zerrissen. Mit der Arbeit bei den Bauern hatte es ein Ende, zu leicht hätten die Tiefflieger uns auf den Feldern ausmachen können. So war denn auch das Essen klösterlich mager, die Verpflegung der Wehrmacht war jetzt wichtiger. Wir Kinder hatten dennoch großen Hunger und mussten viel

Nahrung im Wald suchen oder zogen mit Handkarren zu den Bauern und baten um Kartoffeln. Die wurden dann im Kloster mit der Schale gekocht und auch so gegessen. Und dennoch knurrte uns der Magen.

Die Nonnen beteten oft für uns, damit wir nicht an diesen Zuständen verzweifelten.

Dann wurde das stille Kloster doch vom Gerassel der Panzerketten aus seinem Dornröschenschlaf gerissen. Weit entfernt konnten wir die amerikanischen Panzerkolonnen fahren sehen. Was wir als Abwechslung empfanden, machte unseren Lagerleiter zusehends nervöser. Die Nonnen beteten immer lauter, als wollten sie böse Geister verscheuchen.

Dann kamen sie eines Morgens mit ihren Panzern bis vor das Kloster, um hier erst ein Picknick abzuhalten und dann länger zu bleiben. Wir Jungen umrundeten staunend die Panzer und nahmen von den Amis Kaugummi entgegen.

Die Nonnen hörten nicht mehr auf zu beten. Die Stimmung im Schloss war, als ob wir alle auf etwas Unheimliches warteten. Unser Lehrer bekam über Nacht graue Haare.

Es kam schon lange keine Post mehr von Zuhause. Wir wussten nicht, was aus unseren Eltern geworden war. Uns alle hatte das große Heimweh gepackt.

Wir wollten nach Hause

Es bestand keine Aussicht, uns Jungs nach Hamburg zu bringen. Mit jedem Tag wurde das Essen knapper. Jeden Morgen mussten wir uns auf dem Hof aufstellen. Wir wurden durchgezählt und jeder musste seinen Namen rufen.

Und dann fehlten zwei. Wo waren sie? Wir Jungs wussten es. Sie hatten sich nachts weggeschlichen, wollten sich auf den Weg machen, mit nichts als einem kleinen Bündel des Nötigsten. Wir waren alle aus Hamburg. Dorthin wollten sich die beiden durchschlagen.

»Die sind bald wieder zurück«, sagte unser Aufpasser mit lehrreicher Erklärung: »Das ist einfach nicht zu schaffen. Züge fahren nicht. Bis Hamburg sind es 900 Kilometer.«

Das sind zu viele Schritte für elf- bis dreizehnjährige Kinder. Trotzdem machten sich zwei Tage später wieder zwei Jungs auf den Weg Richtung Norden, wo sie zu Hause waren.

Die Nonnen beteten nicht mehr. Sie sangen jetzt Klagelieder, um besser erhört zu werden.

Nun waren also vier von uns unterwegs. Das machte mir Mut, es ebenso zu machen. Zwei Kameraden konnte ich überreden, mit mir zu gehen. Jeder sollte nur eine kleine Tasche mit etwas Zeug und einer Wolldecke mitnehmen.

Wir beobachteten, dass die Nonnen Nachtwachen aufgestellt hatten und planten dementsprechend eine günstige Fluchtnacht.

Beim Abschied von unseren zurückbleibenden Kameraden wischten wir uns doch ein paar Tränen aus den Augen, schließlich hatten wir gemeinsam trotz allem eine schöne Zeit erlebt. Lautlos schlichen wir in stockdunkler Nacht aus dem Kloster – erst einmal in den Wald, wo uns einige Wege vertraut waren.

Als es hell wurde, konnten wir den weiteren Weg planen. Ich hatte schon vor einiger Zeit eine Generalstabskarte von Deutschland stibitzt. Darin war jedes kleine Dorf eingezeichnet und ich hatte mit einem Lineal eine Linie von unserem Kloster nach Hamburg gezogen. Das war nur die grobe Richtung. Flüsse und Berge gaben die Umwege vor. Auch mussten wir die großen Straßen vermeiden, denn darauf waren Panzer und andere Militärfahrzeuge unterwegs. Ohne je davon gehört zu haben, konnten wir uns gut vorstellen, dass sie uns sofort schnappen und in ihre Monsterfahrzeuge stecken würden.

Wir waren gerade einen Tag unterwegs, als wir uns auf einer Kreuzung ohne Wegweiser fast in die Haare kriegten. Jeder hatte eine andere Idee. Als ein Pferdegespann des Wegs kam, hängten sich meine beiden Kumpanen hinten dran. Ich blieb trotzig auf der Straße stehen, weil mir mein kleiner Kinderverstand sagte, dass das der fal-

sche Weg war. Immerhin war ich derjenige, der die Deutschlandkarte hatte und die ich nun ausgiebig studierte.

Nach einem halben Tag erreichte ich das Dorf, das unser Tagesziel sein sollte. Meine Kumpel waren weit und breit nicht zu sehen, sie konnten mich nicht auslachen. Ich war auf dem richtigen Weg.

Ein Bauer erlaubte mir, im Stroh seiner Scheune zu übernachten. Mit meiner Decke war das ganz gemütlich. Es war ja Sommer. Am nächsten Morgen hatte mir die Bauernfamilie ein kräftiges Frühstück serviert. Sie waren erstaunt, dass sich ein Zwerg von zwölf Jahren auf einen so langen Weg gemacht hatte. Sie warnten mich, dass in einigen Gegenden in Richtung Norden noch gekämpft wurde. Das waren Spannungsfelder, die ich oft auf langen Wegen umgehen musste, um auf meinem Kurs zu bleiben.

Tagsüber war ich auf den Beinen. Für die Nacht musste ich einen Schlafplatz finden, manchmal war es nur der Wald. Meistens jedoch übernachtete ich bei hilfsbereiten Bauern, die mir auch etwas zu essen gaben. Doch auch das konnte gefährlich sein.

Einmal schlief ich in einer Scheune, als mich das Tack-Tack-Tack der Bordkanone eines Flugzeugs aus dem Schlaf riss. Neben mir schlugen Geschosse ins Stroh. Der feindliche Luftakrobat hatte es auf das Bauernhaus abgesehen. Der

Bauernfamilie war nichts geschehen. Glück gehabt! Nur sein Dach war jetzt nicht mehr wasserdicht.

Zwei Tage später – ich wollte gerade bei einem Bauernhof um ein Mittagessen bitten – hörte ich das Brummen eines Flugzeugs. Im gewohnten Reflex sprang ich in das nächste Gebüsch. Dann hörte ich den Bauern schreien, der gerade sein Feld bestellte. Angeschossen sackte er zusammen. Das Flugzeug drehte ab. Seitdem mied ich offene Felder.

Nach meiner Karte hatte ich festgestellt, dass ich pro Tag zwischen 25 und 40 Kilometer schaffte. Hamburg lag in weiter Ferne. Bestimmt konnte man mir die Strapazen meiner Wanderung ansehen, denn als ich zu einem deutschen Lazarett kam, bestanden die Krankenschwestern darauf, mich erst einmal für drei Tage bei sich zu behalten, um mich liebevoll zu pflegen und mit Essen zu versorgen. Dann machte ich mich wieder auf den Weg nach Hamburg; ich wollte doch auf dem schnellsten Weg zu meinen Eltern.

In einem Waldstück traf ich auf ein abgeschossenes Flugzeug. Es war nicht ausgebrannt, und so konnte ich es ausgiebig untersuchen und meinen Reiseproviand mit der herumliegenden Schokolade auffüllen. Das war offenbar eine wichtige Kriegsverpflegung. Auch als mich auf einer Landstraße einmal eine amerikanische Panzerkolonne überraschte und ich schon

Angst hatte, dass sie mich aufgreifen oder sogar beschießen würden, bewarfen sie mich mit Schokolade und Kaugummi. Mir war es recht.

Aber die Schokolade hatte nicht soviel Energie in sich, wie mein Körper inzwischen verlangte. Mit anderen Worten: Ich war fix und fertig. Als ich nach Weimar kam, fühlte ich mich so matt, dass ich einfach bei einem Haus an die Tür klopfte, um nach Essen und einem Schlafplatz zu fragen. Zwei junge Frauen machten mir auf und sahen mir meine Erholungsbedürftigkeit sofort an. Gern wollten sie mir helfen. Sie erzählten, dass sie Krankenschwestern sind. Das Essen war knapp, aber sie brachten immer etwas auf den Tisch. Als ich ihnen erzählte, was für eine lange Wanderung ich bereits hinter mir hatte, wollten sie mich am nächsten Tag noch nicht gehen lassen. Sie wussten auch, dass in drei Tagen ein Güterzug mit Flüchtlingen nach Hamburg fahren sollte. So lange sollte ich ihr Gast sein und mich erholen.

In dieser Zeit kamen mir die jungen Krankenschwestern immer seltsamer vor. In ihrem Wohnzimmer hatten sie einen großen Lampenschirm, von dem sie erzählten, dass er aus tätowierter Menschenhaut sei und aus dem Konzentrationslager Buchenwald stamme. Sie amüsierten sich über mein erschrockenes Gesicht und wollten mich noch mehr erschrecken, indem sie mir einen menschlichen Schrumpfkopf mit langen

Haaren in die Hand legten. Vor Schreck ließ ich ihn fallen und fragte, ob der auch aus Buchenwald stammt. Sie nickten.

Dann erzählten die Frauen, dass der erwartete Flüchtlingstransport mit einem Güterzug stattfand, in dem im Krieg Juden nach Buchenwald gefahren wurden. Sie selbst wollten in den Zug einsteigen und alles im Haus zurücklassen. Ich dachte mir nicht viel dabei und war froh, auf diese Weise schneller nach Hamburg zu kommen.

Der Zug war rammelvoll. Es gab nur Stehplätze, aber zum Umfallen war gar kein Platz. Leider ging es jedoch nicht bis Hamburg. Nach nicht viel mehr als hundert Kilometern war die Fahrt zu Ende – die Gleise waren defekt. Erst als ich wieder allein auf Wanderschaft war, dachte ich über die beiden Frauen nach. Ob sie wohl Krankenschwestern in dem Konzentrationslager Buchenwald waren? Hatten sie das nicht manchmal angedeutet? Mir wurde kalt.

Nach und nach verlor ich die Angst vor fremden Soldaten. Oft hatte ich sogar das Glück, dass sie mich, wenn sie am Wegesrand eine Pause machten, zum Mitessen einluden. Einige von ihnen sprachen ein wenig deutsch und fragten mich, woher ich komme und wohin ich wollte. Als ich ihnen von meinem Plan erzählte, wollten sie es kaum glauben und lachten mich manches Mal amüsiert aus. Doch der Weg nach Hamburg

wurde jeden Tag etwas kürzer. Eines Tages stand ich vor den Hamburger Elbbrücken.

Zurück in Hamburg

Die Elbbrücken wurden von der englischen Militärpolizei abgeriegelt. Jedes Fahrzeug wurde gründlich durchsucht. Für Personen galt Leibesvisitation und Passkontrolle. Das war schlecht für mich, denn ich hatte keine Papiere. Also machte ich mich kleiner als ich war und lief neben einem Fuhrwerk mit, während die Kontrolleure auf der anderen Seite beschäftigt waren. So kam ich über die Elbe.

Am späten sonnigen Vormittag kam ich in unsere Straße, die zur Hälfte weggebombt war. Unser Zuhause, eines der ältesten in der Straße, war unbeschadet durch den Krieg gekommen.



Schuljunge Erwin (12) mit Bruder Rolf (5) und Mutter

Doch als ich an der Wohnungstür klopfte, öffnete niemand.

»Deine Mutter ist mit dem Kleinen zu Hagenbecks Tierpark gegangen«, erzählte mir eine Nachbarin.

Ich setzte mich auf die Treppe vor der Wohnungstür und wartete, bis ich schließlich eingeschlafen bin. Dann glaubte ich, dass ich träumte, doch es war wahr. Meine Mutter hatte mich in die Arme genommen und rief immer wieder: »Erwin, mein Erwin, da bist du endlich, wo warst du denn bloß ...« Und sie lachte und weinte zugleich, während mein Bruder Rolf still dastand, bis er mich schließlich in die Seite buffte und sagte: »Wir haben ganz viele Affen gesehen und ein Papagei hat ›Hallo Rolf‹ zu mir gesagt.«

Meine Mutter konnte es nicht glauben, dass ich den langen Weg von Passau bis Hamburg meistens zu Fuß gegangen bin. Dann habe ich ihr meine Landkarte gezeigt, auf der ich dreißig Wandertage eingezeichnet hatte, und sie fand es noch unglaublicher. Aber sie wusste auch: Züge fahren nicht.

Als ich beim Essen alles, was mir im Augenblick wichtig erschien, erzählt hatte, fragte ich, ob Vater bald von der Arbeit kommt.

Da wurde Mutter traurig, nahm mich noch einmal in den Arm und erzählte, was noch gar nicht lange her war: Mein Stiefvater war beim letzten Bombenangriff auf Neumünster ums

Leben gekommen. Den ganzen Krieg hatte er an unterschiedlichen Fronten überstanden, und dann sollte sein Leben ein Ende haben – bei einem kleinen Bombenangriff auf Neumünster kurz vor der Kapitulation der Deutschen.

»Er war immer ein guter Mann und für euch ein guter Vater«, sagte sie leise – ohne zu weinen, und weil es damit genug sein sollte, weil das Leben für uns weitergehen müsste – auch für Uwe, mit dem sie noch schwanger war, als sie unseren Vater zum letzten Mal gesehen hatte, und der jetzt im Kinderwagen schlief. Sie sah mich ernst und entschlossen an und sagte mit fester Stimme: »Gott sei seiner Seele gnädig.«

Es folgten Jahre des Hungers. Als Ältester von drei Jungs hatte ich die Aufgabe, für Kohlen und Proviant zu sorgen. Weit weg bis nach Uelzen und Lüneburg führten meine Hamstertouren mit dem Fahrrad. Vormittags Schule, die ich manchmal ganz oder wenigstens um eine Stunde schwänzte, nachmittags Hamstermärsche. Drei Brüder hatten wie ich Hunger, und niemand wollte frieren. Wie früher Trapper und Indianer spielen, das gab es jetzt nicht mehr.

Erst mit der Währungsreform ging die Hamsterei zu Ende. Jetzt konnte man alles kaufen. Allerdings mussten wir nun auch für Kartoffeln und Kohlen bezahlen, das war schade.

1949 war für mich endlich die Schulzeit zu Ende und zu meiner Konfirmation durfte ich

zum ersten Mal in meinem Leben lange Hosen tragen. Das war etwas ganz Besonderes – und der Anzug-Verkäufer gab mir einen wertvollen Tipp mit auf den Weg:

»Vermeide es, mit dem Anzug in den Regen zu kommen, sonst kann es passieren, dass die Hose nach dem ersten Schauer nur noch deinem vierjährigen Bruder passt.«

Trotz der schlechten Zeit, zauberte meine Mutter zur Konfirmationsfeier allerlei Essbares auf den Tisch. Mir wurde klar, dass jetzt ein anderes Leben beginnt. Welchen Berufsweg sollte ich einschlagen? Ich hatte Begabung zum Zeichnen. Vielleicht Reklamemaler? Oder hatte ich zum Autoschlosser Lust?

Schließlich entschloss ich mich, Seemann zu werden. Dabei könnte ich etwas von der Welt sehen und zu Hause wäre ein Esser weniger am Tisch...



Auf diesem Schlick-Ewer begann mein Seemannsleben.

Seefahrt tut Not

Das also sollte die christliche Seefahrt sein? Ich erfuhr es auf einem 120-Tonnen-Schlick-Ewer auf kleiner Fahrt. Es ging bis ins Ruhrgebiet und zurück nach Hamburg. Wenn irgendwas nicht so klappte, wie der Käptn, der gleichzeitig Eigner dieses Dampfers war, es sich vorgestellt hatte, setzte es Prügel. Die Arbeit war hart und verbrauchte mehr, als man auf dem Teller hatte. Nach dreißig Tagen warf ich das Handtuch.

Das nächste Schiff war nicht größer als das erste, hatte aber mehr Rost. Ich war froh, als ich nach zwei Wochen wieder von Bord ging. Mein Heuerbas hatte Mitleid mit mir und vermittelte mir einen Arbeitsplatz auf der »Elisabeth«. Das war ein seetüchtiges Schiff, das seine Strecke auf

der Nord- und Ostsee fuhr. Endlich sollte ich als Seemann die Länder rund um Deutschland kennenlernen: Finnland, Polen, Dänemark, England, Schweden, Estland, Lettland, Russland, Irland, Holland, Belgien, Schottland, Frankreich. So ging es kreuz und quer mit dieser schaukelnden Badewanne über die See. Der schwarz qualmende Schornstein war so lang wie der Mast. Schlappe 800 Tonnen konnte sie von Hafen zu Hafen bringen. Ein ganzes Jahr lang war ich der »Elisabeth« treu, obwohl sich der alte Kohlesteamer bei jeder größeren Welle auf die Seite legte, was mir den Magen umdrehte. Ich habe gekotzt, als wäre es ein Sport – die Fische mögen sich gefreut haben.



*Mit der »Elisabeth« dampfte ich auf der Nord- und Ostsee
zu den Ländern rund um Deutschland*

An Bord hatten wir im Wechselrhythmus sechs Stunden Wache und sechs Stunden Freizeit. Das war meistens nicht gerade aufregend – aber es gibt immer mal Überraschungen, die uns aus der Gemütlichkeit herausreißen...

Lässig hatte ich mein Bein über das Handsteuerrad gelegt, um so den Druck etwas zu mildern. Die See war relativ ruhig, der Wind etwas unstet. Das war tückisch, denn unversehens knallte eine größere Welle gegen das Ruderblatt. Das Ruder drehte sich wie wahnsinnig – mein Bein konnte ich nicht rechtzeitig wegnehmen – und schon flog ich im hohen Bogen durchs Ruderhaus und landete im Schiffsnock. Das war vorauszusehen, Rasmus war stärker.

Aus Schaden wird man klug. Nach einem Jahr war ich Jungmann und wollte mir ein Schiff suchen, das etwas mehr Rücksicht auf meine Seekrankheit nahm. Der Kapitän nahm es mir nicht übel.

Die Schiffe wurden größer

Erst einmal gönnte ich mir vier Wochen Heimat-Urlaub in Hamburg. Abwechselnd streckte ich meine Beine Zuhause bei meiner Mutter unter den Tisch oder unter den Tresen der Washington-Bar in der Bernhard-Nocht-Straße. Dann musste ich wieder Salzlufte schnuppern.

Von Seefahrt und Hafen



*Flucht aus der jungen DDR, um ab Hamburg die Welt zu umschiffen.
ISBN 978-3-944459-83-7*



*Die Edelh Holz-Mafia will Macht über den Hamburger Holzhafen.
ISBN 978-3-944459-45-5*



*Milieu-Krimi aus den 70er Jahren.
St. Pauli, Hamburgs sündige Meile.
ISBN 978-3-948218-14-0*



*Historischer Roman: Gründung
des Norddeutschen Lloyd - 1857.
ISBN 978-3-944459-94-3*